

Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Das Zeichen des Widerspruches.

Wie sehr der greise Simeon recht hatte, als er bei der Darstellung Jesu im Tempel die prophetischen Worte sprach: „Siehe, dieser ist gesetzt zu einem Zeichen des Widerspruches“, das zeigt sich, sobald Jesus in der Öffentlichkeit auftrat, um auf das religiös-sittliche Leben des Volkes veredelnd und neugestaltend einzuwirken. Da hörten die Herrschenden im Lande, die Schriftgelehrten und Pharisäer, auf. Schon als Johannes der Täufer am Jordan predigte, waren sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden. Jetzt witterten sie Gefahr. Denn was das Volk unwillkürlich achtete und fühlte, daß hier ein größerer als Johannes gekommen sei, daß hier einer sprach, „der Macht habe“, das konnte ihnen nicht lange verborgen bleiben. Ebenso wenig die Tatsache, daß Jesus ihrem in Herzensstärke, leerem Schein und äußerem Formellram erstarrten, mit politischen Motiven und Zielen durchsetzten und im tiefsten Grunde egoistischen und darum toten Buchstaben-glauben die lebendige und lebensschaffende Religion der Wahrheit und des Geistes Gottes entgegenstellte. Sie erkannten, daß in und mit ihm ein neuer Geist der Vertiefung und Verinnerlichung des Lebens und darauf fußend eine neue Zeit der Freiheit der Kinder Gottes heraufziehe, in der für ihre in sich verrottete und erhartete unfruchtbare Weltanschauung kein Platz mehr sein könne. Darum war Jesus für sie der Feind, und der Trieb zur Selbsterhaltung drängte sie zur Abwehr und zum Kampf.

Das ist der große Gegensatz, auf den wir in den Evangelien immer wieder stoßen. Der erbitterte Kampf zweier Weltanschauungen, der scheinbar durch den Sieg der Gegner Jesu am Karfreitag, in Wirklichkeit aber durch den Auferstehungsjubel des Osterfestes beendet wurde und nur so beendet werden konnte. Denn den Sieg im Kampfe zwischen Licht und Finsternis kann schließlich nur das Licht davontragen, wie sehr die Mächte der Finsternis sich auch bemühen. Wenn wir von einem Kampfe zwischen Christus und den Schriftgelehrten und Pharisäern reden, so müssen wir dabei im Auge behalten, daß dieser Kampf eigentlich nur von einer Seite geführt wurde. Wenn Christus auch den Geist des Pharisäertums als dem Geiste Gottes widersprechend aufs schärfste verurteilen mußte, so führte er doch keinen Kampf gegen die Pharisäer. Wir sehen ja im heutigen Evangelium, wie auch an anderen Stellen der hl. Schrift, daß er mit ihnen verkehrte, trotzdem er wußte, daß sie ihm als Gegner gegenüberstanden. Für ihn waren sie Menschen, treuende, erlösungsbedürftige Menschen. Und dieselbe Liebe, die ihn zu den „verlorenen Schafen des Hauses Israel“ trieb, ließ ihn auch um ihre Seelen werben. Daß die göttliche Liebe und Gnade, soweit wir es beurteilen können, bei ihnen weniger Erfolg hatte als z. B. bei den allgemein verachteten Zöllnern, hatte seinen Grund darin, daß ihre Seele so sehr in rein äußeren Formen eingefroren war, daß die Strahlen des Geistes wirkungslos abprallten und es selbst der göttlichen Liebe nicht gelang, ihre Herzenshäute zu erwärmen.

Christus führte also keinen Kampf gegen sie, weil er keinen Haß gegen sie kannte. Sie aber haßten ihn von ganzem Herzen, wie es die Feinde Christi und seiner Kirche zu allen Zeiten tun, und aus diesem Haß entsprang ihr Kampf gegen ihn. Geistige Mittel im Kampf gegen Christus standen ihnen nicht zur Verfügung. Hätte der Geist in ihrem Denken und Tun Raum gehabt, wie hätte sie dann den Geist Gottes, wie er sich in so überwältigender Schönheit in Christus ihnen offenbarte, bekämpfen können. Darum verließen sie sich in ihrem

Kampf auf die Mittel und wandten sie skrupellos an, zu denen auch heute noch der Haß des geistlosen Fanatismus seine Zuflucht nimmt: List, Betrug und Gewalt. Auf diesen edeln Kriegspfadern finden wir sie auch heute im Evangelium. Jesus kam als Gast in das Haus des Pharisäers. Sie aber „lauernten auf ihn“. Wie haben wir das zu verstehen? Andere Stellen geben uns den Sinn. Denken wir an die Jüdin, die Chebrecherin und zahlreiche andere Epikoden. Es ist immer derselbe Gedanke. Sie wollten ihm eine Falle stellen. Er soll sich eine Wille geben, mittels deren sie ihn bei dem Volke oder bei den Behörden verdächtigen können. Darum sagen uns die Evangelisten, daß sie Rat hielten, „wie sie ihn in einer Rede fangen könnten“. Darum lesen wir im Zusammenhang mit verschiedenen Fragen an ihn öfters: „Die Abgesandten aber gehörten zu den Pharisäern“. Sie belauschten jedes seiner Worte und drehten und kehrten daran, um daraus eine Waffe gegen ihn zu schmieden. Sie beobachteten seine Wege und folgten heuchelnd seinen Schritten. Erklärte er sich für den Sohn Gottes, dann schrien sie: „Er löst Gott“. Bekräftigte er einen armen Kranken vom bösen Geiste, dann heißt es: „Er ist vom Teufel befallen“. So schnüffeln sie überall hinter allem her, was er redet und tut, um irgend etwas zu finden, was sie an die große Glocke hängen, womit sie ihn gefährlich oder verächtlich machen können.

Haben wir von hier bis in unsere Zeit einen großen Schritt zu tun? Wahrscheinlich nicht. Die Verhältnisse sind im wesentlichen dieselben geblieben und werden nach den Worten des Heilandes dieselben bleiben. Auf der einen Seite Christus und seine Kirche und deren Vertreter, auf der andern die Feinde der Kirche. Die Kampfweise der letzteren ist heute dieselbe wie damals. So man darf sagen, viel niedriger. Denn über geistige Mittel verfügen die Feinde von heute ebenso wenig wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Man braucht die fanatischsten Gegner der Kirche von heute nicht nennen. Sie drängen sich in ihrem geistlosen Großmeiertum uns bis zum Hals auf und führen den Kampf gegen Gott und Kirche mit den alten Mitteln. Da wird geschmüffelt und spioniert, und findet man vielleicht einmal an einem Vertreter der Kirche einen wunden Punkt, dann wird er in die Öffentlichkeit gesetzt und es entsteht in Zeitungen und Reden eine Heze von auslesener Gemeinheit und Heuchelei. Und findet man nichts, so ist man stark im Gefinde und ersetzt den Mangel an Wahrheit durch unso lauterer Geschrei. Skandalöse Geschichten, die tausendmal als falsch nachgewiesen worden sind, werden der Masse immer wieder aufgeschützt, und man weiß nicht, ob die Unanständigkeit oder Gewissenlosigkeit dieser Leute größer ist. Jedenfalls ist ihnen kein Mittel zu niedrig und gemein im Kampfe gegen die Kirche und gegen den, der gesetzt ist als ein Zeichen des Widerspruches.

Der Vernichtungswille fehlt den Gegnern heute so wenig wie damals. Aber heute wie damals folgt auf das Siegesgeschrei der Feinde der Opferjubel der Erlösten. 3.

Die sakramentale Weihe der Ehe.

Rede des Universitätsprofessor

Dr. Carl Adam-Lüdingen

auf dem Katholikentag in Freiburg.

Die sakramentale Weihe der Ehe, die aus der heiligen Gläubigkeit und dem tiefen Wissen Adams heraus wertvolle Ideen und starke Impulse im Sinne des Leitgedankens des diesjährigen Katholikentages, „Kettung der christlichen Familie“, vermittelte. Der Redner führte u. a. aus:

Die sakramentale Weihe der christlichen Ehe hat wie alles Uebernatürliche einen Anknüpfungspunkt im Natürlichen.

Ihren höchsten Zweck, die Erzeugung von Kindern, kann dieselbe nicht erreichen, ohne daß Gott der Herr, der schöpferische Quellgrund des Geistigen, durch die Erschaffung der Amneseele die erteilte Funktion ergängt und vollendet. Schon von hier aus gesehen ist die Ehe ein Geheimnis. — Derselbe Geheimnischarakter und dieselbe innere Hinordnung auf die besondere Hilfe Gottes, eignet der Ehe in ihrem inneren Aufbau. Der Bund von Mann und Frau hat sie eine physisch-sinnliche und ethisch-göttliche Seite, und nach beiden Beziehungen löst sie hart an die Schranken des rein Diesseitigen, seiner Vermögen und Kräfte. Das sich selbst überlassene sinnliche Erlebnis befinde in seiner aus letzten Tiefen des Anknüpfens aufsteigenden Unerreichbarkeit das heimliche Angewiesensein der Ehegatten auf ein besonderes Eingreifen und Mitwirken der göttlichen Liebe, auch wenn dies nur in der Form einer bloßen Naturgnade geschehe. — Und dieselbe Hinordnung auf überirdische Hilfe und Kräfte nehmen wir wahr, wenn wir den sittlich-geistigen Gehalt der Ehe, das Treueverhältnis der Gatten zueinander, ihre Liebesverbundenheit, würdigen. Sie ist nicht bloß Gemeinschaft des Geistes und Herzens, sondern eine Gemeinschaft der Person, una cato, ein einziges Ich. Sie hat auch das Tiefste und Jarteste der Naturreihe, die Gatten liebe, ein etwas an sich, was über den Bezirk des rein Irdischen hinausweist, was nach Gott ruft, um sich erst durch ihn rein und vollkommen zu erfüllen.

Durch die Uründe Adams ging der übernatürliche Ader der Ehe verloren. Der sie wiederherstellte, war Christus der Herr. Machtvoll hob er das Entscheidende heraus: „Sie sind also nicht mehr zwei, sondern eins.“ Und er fügt hinzu, daß diese Verbundenheit im Willen Gottes versiegelt sei: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen“ (Mt. 10, 5 ff.). So unbedingt und absolut, so die letzten, heimlichsten Triebe zusammenschließend, ist dieser Bund, daß er nicht einmal in Gedanken verlegt werden darf (vgl. Mt. 5, 28). Indem Christus derart durchgreifend die ursprüngliche Einheit und Reinheit der Ehe wiederherstellte, hat er ihr die alte Schönheit und Würde zurückgegeben. Die Grundlage aller Gemeinschaft, alles Volkstums, aller Kultur und Staatenbildung war damit ein für allemal menschlicher Willkür, dem Wechsel der Weltanschauung, dem Gestaltewandel der Kulturen entzogen.

Nichts vermag die Erhabenheit der christlichen Ehe, ihr hinausragen über alle rein natürlichen Gemeinschaftsformen so heftig zu kennzeichnen, als die wunderbare Tatsache, daß Christus gerade sie, sie allein in die Mitte seines Erlösergeheimnisses, in den Mittelpunkt seiner gnadenvollen Verbundenheit mit der Kirche hineingesetzt hat. Er hat sie auch mitten in den lebendigen Kraftstrom des Christentums hineingesetzt, in jenen Strom von Gnade und Liebe, der zwischen Christus und seiner Kirche kreist.

Wie wurde dadurch vor allem der Zweck der Ehe ins Uebernatürliche verlagert, die Kindererzeugung? Im Licht des Glaubens gesehen sind es nicht die Eltern für sich allein, welche den Leib der Glieder Christi bereiten, sondern Christus und seine Kirche zeugt sie. Nicht minder findet das Treueverhältnis der Gatten gerade im Leib-Christi-Geheimnis seine übernatürliche Begründung und Festigung.

Weil die sakramentale Ehe nach ihrem ganzen Sein in jene Lebensfälle aufgenommen ist, die ausquellend im Menschgewordenen, sich über alle seine Glieder ergießt, geht es nicht an, ihr Natürliches vom Uebernatürlichen, dem natürlichen Ehevertrag vom Sakrament zu scheiden. Das Sakrament ist nicht etwas zum natürlichen Bund erst hinzutretendes, der Bund selbst ist vielmehr dieses Sakrament, durchweicht von den Segenskräften der Menschheit Christi. Der eheliche Be-

Für unsere Kleinen.

Die Perle.

Eine alte Legende.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte von einer Indiareise eine Perle mitgebracht, so groß, wie sie noch kein Mensch gesehen hatte. Man konnte sie kaum mit einer Hand umfassen, und sie war herrlicher wie die Seifenblasen, die die kleinen Kinder in den Himmel blasen. Der Kaufmann wollte die Kostbarkeit sehen, und der Kaufmann legte sie in ein Glaskästlein, auf dessen rotantem Grunde die silbernen Himmlische Perle lag wie ein vom Himmel gefallener Stern ruhte.

Nun mußte der Kaufmann eines Tages wieder auf Reisen gehen, und es war ihm schmerzlich, die herrliche Perle zurücklassen zu müssen. Er wußte, daß die Mächtigen im Lande neidisch auf seinen Besitz blühten und daß mancher von ihnen seine Abwesenheit benutzen würde, um die Perle in seine Gewalt zu bekommen. Also trug er die Perle zu seinem besten Freunde und bat ihn, sie zu verwahren und darauf acht zu haben, wie auf ein heiliges Pfand. Und der Freund sagte zu ihm: „Siehe ruhig deines Weges, ich werde sie hüten wie meinen Augapfel.“ Dann verzog er die Perle tief in einer Ecke seines Gartens.

Aber der König des Landes hatte durch einen unglücklichen Diener des Kaufmannes erfahren, daß der Kaufmann seinem besten Herzbrüder die Perle zur Aufbewahrung übergeben hatte. Er ließ den Mann zu sich rufen und sprach: „Ich weiß, du hast die Perle, nach der mein Herz verlangt, seit

mein Auge ihren Glanz gesehen. Gib sie mir, ich will dich reich belohnen. Du wirst deinem Freunde sagen, ein Dieb habe sie bei Nacht gestohlen.“ Da antwortete ihm der Freund: „O König, die Perle ist die Freude meines Alters. Lebt sie mir noch acht Tage, und ich will Euch für diese Frist mein halbes Vermögen geben.“ Der König willigte ein, und der Freund sandte ihm auf einem weißen Pferd einen Sack voll Goldgulden.

Nach einer Woche ließ ihn der König wieder rufen. „Die Zeit ist um. Gib mir die Perle, oder ich lasse sie mit Gewalt holen!“ Der Freund antwortete: „Nur noch acht Tage, o König, laß meine alten Augen an der Perle weiden, und ich will dir dafür die andere Hälfte meines Besitzes geben.“ Der König war zufrieden, und der Freund verkaufte sein ganzes Hab und Gut und sandte das Geld in das Schloß des Königs. Er war nun so arm wie ein Bettler auf der Straße.

Und wieder nach acht Tagen mußte er zum König gehen. „Wo hast du die Perle? Ich will nicht länger warten.“ — „O König, ich habe eine Tochter, schöner wie alle Prinzessinnen des Landes, die will ich dir schenken für eine weitere Woche Frist.“ Der König nahm das liebliche Mädchen als Pfand und fand, daß es wirklich die Schönste in seinem Reiche war. Er schloß es in einen Turm ein und wartete weitere acht Tage auf die Perle.

Als die Zeit um war, erschien der Freund und sagte: „Die Perle ist mir teurer als mein Leben. Laßt sie mir noch acht Tage, und dann müßet Ihr mit mir anfangen, was Ihr wollt.“ — „Gut“, sprach der König, „bringst du mir in acht Tagen nicht die Perle, so ist dein Leben verurteilt.“ Drei Tage später kam der Kaufmann von seiner Reise zurück. Der treue Freund brachte ihm die Perle und sagte:

„Es ist gut, daß du zurückgekommen bist, länger hätte ich sie nicht behüten können.“ Der glückliche Besitzer antwortete: „Ich wußte, du Götter, daß du das anvertraute Gut endlich bewahren würdest. Hab tausend Dank!“ Und er war voll Freude; denn der Freund sagte ihm nichts von dem Verlangen des Königs.

Als die acht Tage um waren, ging er zum König und sprach: „Der Besitzer der Perle ist zurückgekehrt und ich habe ihm sein Gut unverfehrt zurückgegeben, wie ich es versprochen. Euch, o König, habe ich durch falsche Worte so lange warten lassen. Laßt nun den Heiler kommen!“

Aber der König sagte: „Ich habe deinen Plan von Anfang an durchschaut und wollte sehen, ob deine Redlichkeit unbestechlich sei. Du hast die Probe bestanden. Und nun bitte ich dich, sei mir als mein erster Minister ein ebenso treuer Freund. Deine Tochter soll meine Gemahlin werden. So habe ich zwei Perlen gewonnen und will sie mehr wert halten wie die eine, die ich nicht erlangen konnte.“

Nach den Ferien.

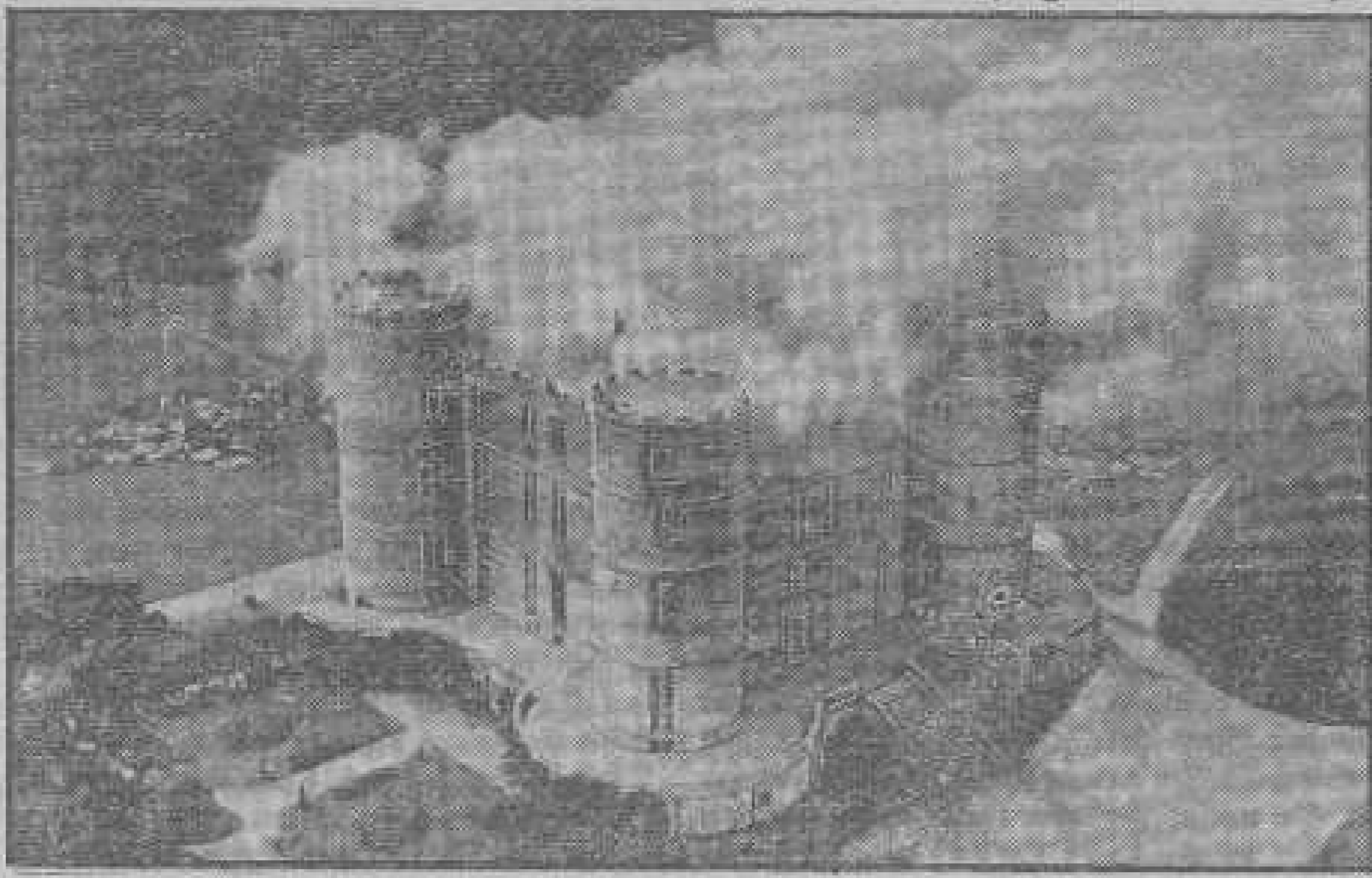
Von E. F. Meyer.

Liebes Kind, du bist gemagert, bist verbrannt von Mittagssonnen,

deine Wangen blähen früher, wuschelt dich an lächlen Bronnen, wie du schreiest, schlant und kräftig, aber deines Gärthens Stufen,

deine Stimme wurde voller, die das Echo wachgerufen, in dem klaren Herdgeläute wurde deine Stimme heller, deine weggeschundenen Lieder krochen rascher, kreifen schneller, deine Lippen wurden stiller, edler wurde deine Stimme, und dein Auge, groß geöffnet, es betrachtet noch die Firne.

Eines der schönsten englischen Schlösser durch Feuer vernichtet.



Schloß Pulworth (Dorsetshire, Süd-England), während des Brandes.

Eines der schönsten Schlösser Südenglands, das aus der Elisabethanischen Zeit stammende Castle, brannte vollständig aus. Plötzlicher Wassermangel zwang die Feuerwehr, der Vernichtung des historischen Gebäudes latentlos zuzusehen.

reich ist der ganze Bereich innerhalb des Leibes Christi, wo die sakramentale Gnade unmittelbar aus der Gnadenfülle der Menschheit Christi in die Glieder überströmt, nicht vermittelt durch priesterliche Organe. Die Bedeutung der Ehe für den Leib Christi ist eine grundlegende, fundamentale. Sie liegt in erster Linie darin, daß sie den Leib der künftigen Glieder Christi bereitet. Die Eltern dürfen aber immerhin in dem Sinn auch Wirkungsurachen der Seele genannt werden, als es Gott gefällt, die Kindesseele in besonderer Anpassung an die konkrete Zuständigkeit des Kindesleibes aus dem Nichts zu erwecken. So geben die Eltern dem Kind eine Hülle von Erbanlagen mit auf den Lebensweg, die in bestimmtem Ausmaß für die erwachende Seele die natürliche Grundlage ihrer geistigen und übernatürlichen Entwicklung bilden. Es hängt im wesentlichen von dem Elternherbe ab, ob die Gnade Christi in Seelen leuchtet, die von Natur aus stumpf und träge, faulisch und verlogen, gewalttätig und brutal sind, oder ob sie dort Einlede hält, wo ein in grohen und ganzen unverbörbenes reines Menschentum den natürlichen Anknüpfungspunkt für ihre übernatürliche Werten bildet. Hier lastet wie nirgends die Pflicht der Verantwortung auf den christlichen Eltern. Sie steht nicht erst mit der Erziehung ein, sie steht auch nicht erst mit der Ehe ein. Sie steht schon vor der Ehe ein. Es ist eine spezifisch christliche Pflicht, um des Leibes Christi willen nur jene Ehe einzugehen, die in leiblicher und geistiger Hinsicht gesunden Nachwuchs, verspricht, Gott dem Herrn eine hostia immaculata zu bereiten, unverfälscht in ihrem natürlichen Sein, auf daß sie der heiligen Verwandlung ins Übernatürliche gewürdigt werde.

Die Aufbaufunktion der sakramentalen Ehe und der mit ihr gesegneten christlichen Familie ist weiterhin auch eine erzieherische. Das ist

Latente Priesteramt in seiner schönsten Gestalt.

In einem Entwicklungsstadium, wo Ohr und Herz des Kindes den Einwirkungen der Kirche noch verschlossen sind, öffnet sich seine Seele auf tausend geheimen Wegen den Einflüssen von Vater und Mutter. Ihr Latente Priesteramt bereitet das priesterliche Wirken vor und ergänzt es; es gibt dem übernatürlichen Leben des heranwachsenden Gliedes Christi bereits eine bestimmte Formung. Etwas von der eigentümlichen Gestalt der elterlichen Frömmigkeit, das Besondere ihrer religiösen Haltung, etwas spezifisch Bodenständiges, Heimatisches wieh in dem religiösen Leben und Weben unserer ganz Grohen und Heiligen immer wieder als charakteristischer Einschlag festzustellen sein.

So ungeheuer ist die Segensmacht der christlichen Ehe, daß von ihr auch die Ganzheit des Leibes Christi einen bestimmenden, so entscheidenden Einfluß erfährt. Recht es doch so, daß die eigentliche Hülle des kirchlichen Lebens und die Existenz des Leibes Christi gerade durch die christlichen Familien und ihren latenten Nachwuchs repräsentiert wird. Im Aufgang und Niedergang des religiösen Lebens der christlichen Latente spiegelt sich Aufstieg und Niedergang der Gesamtkirche, das Schicksal des Leibes Christi. Die christliche Familie, das Latente ist auch der eigentliche Schöpfer und Träger der christlichen Kultur. Die christliche Kultur wird im wesentlichen ihre Heimstatt in der christlichen Familie haben, wird also Latente Kultur sein. Die Zukunft der Kirche im Abendland ist nicht zuletzt davon abhängig, ob es uns gelingen wird, eine christliche Kultur neu aufzubauen. Wird diese Wiedergeburt jemals gelingen? Das ist unsere kostvollste Zuversicht; wir haben einen heiligen Vater, der mit lauten, scharfem Auge unsere Wunden sieht und mit dem Ernst und der Glut eines gottgeleiteten Propheten die Wege zur Geneiung weist. In dem einen kraftüberenden Wort „Katholische Aktion“ alles zusammengefaßt, was uns heilen wird. Eine neue Zeit ist mit Pius XI. herangekommen:

Die Zeit des bewußten Latenteapostolats.

Niemals seit dem ersten Petrusbrief ertrahnte der Glanz des Latenteapostolats so hell in der Kirche wie heute im Aufbruch des heiligen Vaters zur Katholischen Aktion. Das Wort des Papstes aber ist schöpferisch, ist lebenerweckend, denn es ist das Wort Christi. So dürfen wir darauf vertrauen, daß ein neuer Aufbruch in der Kirche aufricht, wo nicht bloß Bischof und Priester, sondern der ganze Leib und all seine Glieder „einmütig füreinander Sorge tragen“ (1. Kor. 12, 25) und am Tempel Gottes bauen. Erneuerung der christlichen Ehe, Erneuerung der christlichen Familie — Erneuerung der Glieder Christi, des ganzen Leibes, das ist es, was wir erhoffen, worauf wir vertrauen. Gott gedee es! Amen.

Die Wehre.

Von Berthold Langen.

Alfred Kirchheim wanderte durch die reisenden Weizenfelder. Hier also war es gewesen, hier hatte er seine sonnige Kinderzeit verlebt. Dort jener ragende Kirchturm hatte auf all seine Knabenpiele herabgeschaut. Und die kleinen Hühner des Stübchens, welches vor ihm lag, hatten sich wie schüchtern Gester nur alle seine Schritte gedrängt. Oh, wie oft war er durch jene Straßen gewandert, später als er halb erwachsen war, und hatte sich so wohl, so heimlich gefühlt und hatte gedacht, daß er nie diesen Ort verlassen würde! Und wie hatte sein Herz geschlagen, wenn er in diesen fremdlichen Gassen, die des Sommers so voll stiller Wärme lagen, dann jenen behärderten Strohhut sah, den Efelotte so gern vor sich her in der Hand trug, und sie selbst dahinter mit ihrem kastanienbraunen Haar, das reich wie eine Krone um ihr zierliches Gesicht lag, und die beiden so tiefbraunen Augen, die so innig und so still in die Welt blickten. Immer war es ihm gewesen, wenn er diese braunen Augen sah, als stünde in ihnen geschrieben: Ich will nichts, nichts von Euch allen, nichts von der ganzen Welt; ich will nur schenken, schenken... Das hatte er früher niemals so recht in Worte lassen können, jetzt aber wurde es ihm klar, was dieser innigste Blick bedeutete. Jetzt...

Er stand längst still. Rechts und links von ihm wogten die Halme, leicht vom Winde geschaukelt. Schmetterlinge hüpfen lautlos durch die Luft, Kerchen sangen hoch oben zwischen den klaren, weißen Wolken, die langsam am Himmel zogen, und ringsumher war eine große Stille. Er allein war draußen und beging diesen schmalen Pfad, der nahe dem Städtchen durch die Felder führte und der dann endlich über einen Steg hinweg nach der Stadtmauer lief.

Dieser Steg! Auf ihm war er ihr einst begegnet. Und als sie aneinander vorübergingen, sah sie mit den Kleidern flüchtig, da hatten sie sich, obgleich sie sich längst kannten, zum erstenmale angesehen. Und es war ihm erschienen, als ob ihre Augen lieblich aufgeschmetzt hätten. Er war stehen geblieben und hatte sich umgewandt, um sie in die Felber wandern zu sehen. Welch ein herrlicher Gang, welch eine edle Gestalt, hatte er damals zu sich gesagt. Seit der Zeit hatten sie sich langsam zueinander gefunden. Und einmal, da waren sie Hand in Hand diesen Pfad gegangen, während die Schmetterlinge lautlos hüpfen und die Kerchen droben sangen und die Weizenfelder leise wogten.

Sie hatte eine Wehre in die Hand genommen. „Sieh,

Alfred“, hatte sie gesagt, „wie schwer, wie voll sich die Halme neigen. So komme ich mir vor, wenn ich dich liebe.“

Er hatte wortlos ihre Hand gedrückt. Eine Träne war ihm über die Wangen gelaufen. Sie hatten beide lange kein Wort zu sprechen vermocht.

Wo waren die Zeiten geblieben? Nun war er ein reifer Mann. Und sie? Er schaute leise. Dann hob er den Kopf. Er blickte über die Felder hin. Ganz so wie einst... Und doch nicht so.

Dann ging er weiter. Und während er ging, begann er zu rechnen. Er war nun 40 Jahre alt. Sie war 36. Sie war wohl nicht mehr das junge, schlanke Mädchen mit dem kastanienbraunen Haar und dem Strohhut am Arm. Es war überdies, sich solchen Erinnerungen hinzugeben. Er hatte es ja auch bisher nicht getan. Aber diese Ferienreise, die ihn nach vielen Jahren in sein Heimatstädtchen geführt hatte, hatte ihn wie ausgewechselt. Seit er gestern abend in dem alten, wohlbekannten Gasthof abgeselegt war, konnte er sich nicht mehr. Viele vergebene Gedanken, waren schon in seiner Erinnerung aufgelaucht. Nach wievielen hätte er fragen können! Aber eine felsame Sehne hielt ihn davon zurück. Hören, daß der eine uniergegangen war im Kampf des Lebens, der andere tot, der dritte selbstvergessener Chemann — nein, das mochte er nicht. Er wollte sich seine Erinnerung nicht trüben lassen. Dieser Gang durch die Weizenfelder, diese Erinnerung an Efelotte das war das Schöne, Herrliche, was die Heimat ihm bieten konnte. Nun wollte er abreisen, ohne noch etwas zu fragen, ohne jemand zu sehen, ohne zu wissen, ob Efelotte noch lebte, ob sie tot war, ob sie verheiratet war, ob sie unverheiratet geblieben war.

Nachdem er eine Weile gegangen war, kam der Bach in Sicht. Wie ehemals lag der Steg darüber. Was aber war das? Lieber den Steg ging eine Frau, dunkel gekleidet. Sie ging in tiefen Sinnen und hielt eine Wehre in der Hand.

Er blieb stehen als hätte ihn ein Schlag getroffen. Diese Gestalt — dies braune Haar, einst eine Krone, jetzt in weichen Wellen zu beiden Seiten des Hauptes herüberfallend — und vor allem die Wehre in der Hand —

Die Frau kam näher. Nun hob sie ihre Augen — nun sah sie ihn.

Erstreckt stand sie still. Sie presste die Hände auf die Brust. Soh hoch die Wehre zwischen den Fingern einpot, wie zur Abwehr gegen ihn gerichtet.

„Efelotte!“ sagte er und schritt auf sie zu.

„Alfred!“ küßte sie.

Sie standen einander gegenüber.

Er hob die Arme, als wollte er sie umfassen, öffnete schon die Handflächen, dann ließ er sie hilflos wieder sinken. Und kein Wort fiel ihm ein.

Sie war bloß geworden vor Erregung. Mit flebrigen Fingern spielte sie mit der Wehre. „Wehst Du noch“, sagte sie endlich verlegen, „hier pflichte ich einst auch eine Wehre —“

Es dauerte lange, bis er sprach. „Ja, und Du sagtest etwas dabei —“

Wie eine ängstliche Frage klang es aus seinen Worten. Aber wieder verging eine lange Zeit, bis sie antwortete. Es war, als müßten erst lange Brücken gebaut werden für ein jedes Wort, das hinüber und herüber ging.

Sie nickte endlich. „Wie eine Wehre kam ich mir vor —“ leiser und leiser wurde ihre Stimme, „— die niemand prüfen durfte —“

Sie schloeg. Er ergriff ihre Hand. „Darum also bist Du jung geblieben —“ seine Stimme wurde fester und wie ein verhaltener Jubel klang es daraus, „— denn Du bist jung geblieben. Du bist dieselbe, die Du früher warst —“

Sie blickte voll zu ihm auf. Es war derselbe Blick wie einst: Ich will nichts, nichts von der ganzen Welt, ich will nur schenken, schenken —

Er sah auf die Wehre. Sieh, wie sie voll reifer Frucht war, wie die Ähren golden aus den Hüllen hervorstakten. Da nahm er sie in seine Arme und ihr Kopf neigte sich auf seine Brust.

Wie einst gingen sie durch die Felber. Die Sonne lag goldig über den gelben Halmen und brannte sie heiß zur Ernte.

Die Unruhen in Palästina.



Zusammenrottungen von Arabern in den Strohen von Jaffa.

Trotz der umfangreichen Maßnahmen der englischen Regierung, die Ruhe in Palästina wieder herzustellen, hatten die Kämpfe im ganzen Lande zu Die amerikanischen Blätter

haben von ihrer Reaktion die Weisung erhalten, wegen der gefährlichen Lage Palästina zu verlassen.

Das Auslandsdeutschtum auf dem Freiburger Katholikentag.

Im Rahmen der 68. Generalversammlung der deutschen Katholiken, die in den Tagen vom 28. August bis 1. September dieses Jahres der Schwarzwalddauptstadt Freiburg das Gepräge gab, hatte der Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen wie in früheren Jahren einen auslandsdeutschen Abend veranstaltet. Die aus allen Schichten der Bevölkerung sich zusammenschleudende zahlreiche Zuhörerschaft bewies, daß nicht nur in den Führerkreisen, sondern auch im Volke der auslandsdeutsche Gedanke tiefe Wurzeln gefaßt hat, und das mit Recht gerade in Freiburg. Hat nicht hier in der Südwald des deutschen Sprachgebietes der altschwäbische Volkstamm seit mehr als einem Jahrtausend dem deutschen Volkstum in Baden, in der Schweiz und in Elß-Lothringen wandbare aufbauende und schöpferische Arbeit geleistet?

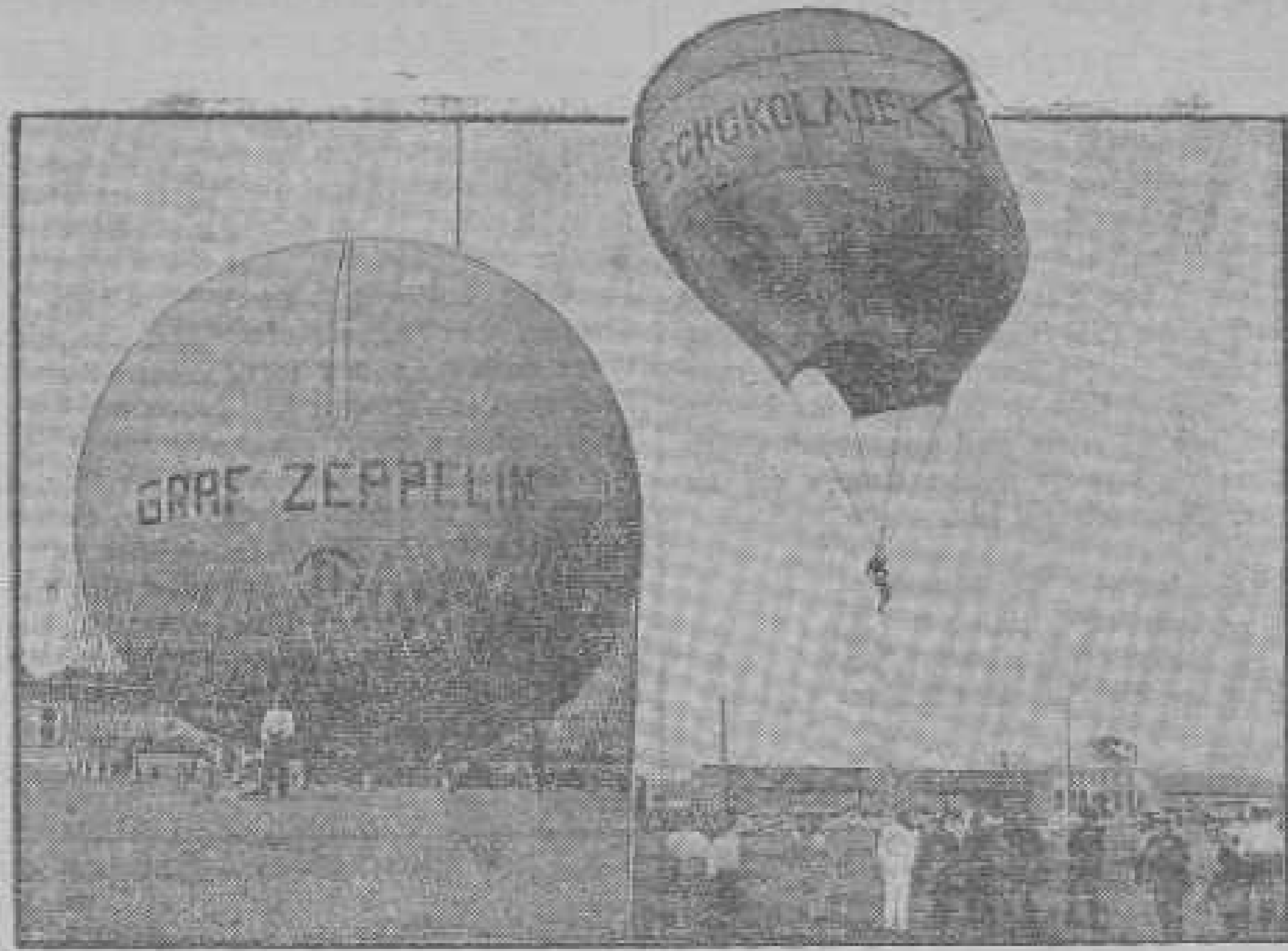
Erfreulich war es, daß die katholische Akademikergesellschaft, ihrer Berufung zum Führertum heinhaltig, offiziell am Festabend erschien und durch eine feierliche Rede — darunter auch solche von auslandsdeutschen Korporationen — und Chorgesang dem Gange und der tiefen Bedeutung des Abends für unser deutsches Volkstum Rechnung trug. Der feierliche Charakter der Abendveranstaltung erhöhte sich durch die zahlreiche Schar weißgekleideter Orgelspielerinnen von St. Ursula und die Wimpel von Neudentschland und Quindorn. Neudentschland eröffnete den Abend mit einem Vortragsstück.

In seiner Begrüßungsansprache hob der zweite Vorsitzende des Reichsverbandes, Staatssekretär Dr. Brugger, die besondere Rolle Freiburgs für die katholische auslandsdeutsche Arbeit hervor. Er wies auf das große Verdienst des Begründers des Deutschen Caritasverbandes, Prälaten Dr. Werthmann, hin, der sowohl für die Erforschung der auslandsdeutschen Volksstämme und ihre Verbreitung in weiten Kreisen des deutschen Volkes, als auch für die organisatorischen Vorarbeiten und die praktische Inangriffnahme auslandsdeutscher Schutzwerte die größten Verdienste hat. Staatssekretär Dr. Brugger konnte einer großen Reihe von prominenten Persönlichkeiten die Willkommengrüße des Reichsverbandes einbringen.

Inbesondere bemerkte man Bischof Dr. Sprall von Rottenburg, Reichsminister von Guercio, Gesandten Grafen Bechenfeld, Gesandten Honold, Oberbürgermeister Dr. Vesper, die Prälaten Dr. Krenz, Ullrich, Bonnafant, Professor Dr. Schreiber, Vater General Reich der Pallottiner, die Vorsitzenden der führenden katholischen Verbände, Konrad Niesberger, Konrad Stoddy, die Abgeordneten Joos, Frau Weber, Frau Fuchs, Frau Giese, Professor Aly vom V. D. U. überaus zahlreiche Journalisten. Unter den vielen auslandsdeutschen Gästen in Freiburg sah man: Bischof Dr. Rimmel von Omaha (U. S. A.), Minister Dr. J. M. Meyer (Budapest), Domherr Alinta (Polen), Oberst Hettlinger (Sachsen), Dekan Dammelauf (Romel), Abtspater Egert (Südböhmen), Dr. Wajer (China), Dr. Rudolf (Danzig), Abt. Fried (Wien), Dr. Wauer (Wien), Pfarrer Wampach (Eureburg), Abt. Donat (Leitmeritz), Pfarrer Röhler (Pommern), Abt. Lennarz (Mailand), Prälat Dr. David (Rom), Pfarrer Fiebler (Dänemark), Pfarrer Bauer (Slovakien), Abt. Franz (Polen, Oberschlesien), Prof. Schäfer (Temesvár, Rumänien), Herr Mat (Eupen) und viele andere. In ganzen waren aus mehr als 20 Staaten auslandsdeutsche Damen und Herren erschienen, ein sichtbares Zeichen für die Bedeutung und das Vertrauen, das der Reichsverband im Laufe seiner nun elfjährigen Wirksamkeit überall erworben hat.

Der Hauptredner des Abends, Abt. Dr. Straubinger-Stuttgart, der durch seine Reisen im Orient, in Ostropa und in Amerika ebenso wie durch seine schriftstellerische Tätigkeit über das Deutschtum in Rumänien und in Amerika sich als kenntnisreicher Beurteiler des Auslandsdeutschtums erwiesen hat, behandelte sodann in seiner bekann-

Freiballon-Flugfest in Berlin-Tempelhof.



Ein kleiner Namensvetter des „Graf Zeppelin“ beim Start.

Auf dem Berliner Zentralflughafen Tempelhof fand ein Start mehrerer Freiballons statt. Vor dem Flugfeld warteten Autos, die den Luftballons bis zur Beendigung ihrer Fahrt

Eine Montgolfiere, die über offener Feuer mit heißer Luft gefüllt wird.

folgten. Besonderes Interesse fand auch ein nach dem alten System Montgolfier's konstruierter Ballon, der statt mit Gas mit heißer Luft gefüllt wurde.

ten plastischen Art das Thema „Die deutschen Glaubensbrüder über den Grenzen, ihre Not und unsere Hilfe.“ Religiöse, kulturelle und wirtschaftliche Not zeigte er auf, und es wirkte besonders eindringlich, was er über Rußland und über die wirtschaftliche sowie kulturelle Notlage mancher auslandsdeutscher Gebiete vorzutragen wählte. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer wurde aber noch mehr gefesselt durch das weite Programm katholischer Auslandskulturpolitik, das Abt. Dr. Straubinger dann entwickelte. Seine eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete, die Erfahrungen des Reichsverbandes für die katholischen Auslandsdeutschen und der ihm angeschlossenen Organisationen gaben die Stichworte. Manches treu vaterländische Wort, aber auch manche kritische und mahnende Bemerkung war da zu hören. Abt. Dr. Straubinger schloß seine Ausführungen mit dem Ruf zu deutschen und katholischen Idealismus im Dienste unseres Volkstums. Das Wort nahm lobend Bischof Dr. Sprall, der den Reichsverband zu reger Propaganda aufforderte. Der Reihe nach sprachen dann für die deutschen Minderheiten Domherr Röhler, Minister Dr. Meyer, Abt. Fried, Abt. Donat, Dr. Wajer, Dr. Rudolf und ein Greizer Student.

Das Schlußwort sprach der erste Vorsitzende des Reichsverbandes, Reichslagerabgeordneter Prälat Leicht-Bamberg. Wie so oft schon führte er auch diesmal die Versammlung auf die Höhe der Begeisterung und ermahnte in den einzelnen Teilnehmern die Uebereinstimmung und den Willen zu positiver Schularbeit für das gefährdete und kampfbereite deutsche Volkstum. Mit dem Deutschlandlied nahm der auslandsdeutsche Abend einen erhebenden Ausklang.

Bom Rundfunk. Neues Hörspiel von Auditor.

Die Südwestdeutsche Rundfunkgesellschaft hat nach dem erfolgreichsten juristischen Hörspiel „Der Fall Sammel“, „Reisender gegen Reisinger“ und „Mordfälle Duppel“ nunmehr

ein neues Hörspiel von Auditor „Reisender 117“ angenommen. Das Hörspiel behandelt das aktuelle Problem des Eindringens amerikanischen Kapitals in die heimische Industrie. Noch längere erörterten Kampf, den die Kräfte gegen die ausländische Konkurrenz geführt haben, wird die alle Verwaltung in der Generalversammlung durch ihre amerikanische Konkurrenz geführt, die sich in den Besitz der Aktienmajorität gesetzt hat.

Das Hörspiel schildert diesen Guldampf in lebendiger Szenenfolge in einem Akt an der Börse an, über Konferenzen, Aufsichtsratsitzung bis zur Abstimmung in der Generalversammlung. Der Kampf um die Aktien steht hauptsächlich im Vordergrund. Der eigentliche Kampf dagegen wird nicht um der Aktien ausgetragen, sondern um die Weltanschauungen, die aufeinander stoßen und um den Sieg ringen, der entscheidend für die künftige Gestaltung unserer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens ist. Hinter den Masken hinter den Maschinen heben Menschen, die um Geltung ihrer Ideen ringen. Amerikanischer moderner Geschäftsgang ringt mit alten Unternehmerrassengängen, grundbesitzenden Auffassungen von Leben- und Arbeitsproblemen werden auch unter den Arbeitern aufgetragen.

Wie bei den bisherigen Auditor-Hörspielen ist der Erfolg nicht irgendwie belanglos, sondern er bringt immer Anteilnahme an den für jeden lebenswichtigen Problemen.

Die Aufführung ist für Ende September in Aussicht genommen.

Facharzt Dr. H. E. O. H. E. Tabletten

Während meiner 40jährigen Praxis ist mir kein solch frappant wirkendes Präparat bei Behandlung von Lungentbc., Asthma (bronchiale), chron. Bronchitis und Kräfteverfall so zu Hilfe gekommen, wie Hr. O. H. E.

Daher: Leidende nehmt O.H.E. Durch alle Apotheken, wo nicht zum Preis von Dm. 2,00 pro Schachtel, Depot für Saar-gebiet: Kaiser-Apothek Saarbrücken.

Wierzig Jahre Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten.

Mit berechtigtem Stolz blickt der Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten in diesen Tagen auf eine vierzigjährige erfolgreiche Tätigkeit als Selbsthilfeorganisation des Berufsstandes zurück. Jeder sozialpolitisch Aufgeschlossene sieht mit wachsender Freude in den Blättern der Geschichte dieses größten Frauenberufsverbandes, die zugleich die soziale und gesellschaftliche Aufwärtseentwicklung der weiblichen Angestellten in Handel, Industrie und Verwaltung widerspiegeln. Er sieht mit stolzer Hochachtung und Bewunderung vor dem Werk, das Frauen in jaher Arbeit geschaffen haben. Einer solchen Leistung wird selbst der Anerkennung und Lob nicht verfahren können, der von dem Vorurteil nicht loskommt, als sei die erfolgreiche Kraft der Initiative ausschließliches Gebiet des „kärteren“ Geschlechtes. Die Zeiten aus Fr. W. Webers „Dreizehnhundert“ sind vorbei, wo jeder Frauen Waffe sich erschöpfte in „Gebet und stillen Warten“. Die Verhältnisse — mag man zu ihnen sich stellen, wie man will — haben sie mitten hineingestellt in den Kampf ums tägliche Brot. Und sie haben in ihren besten Vertreterinnen den Kampf aufgenommen mit dem festen Willen, sich selber zu helfen. Diesen Willen bei den berufstätigen, weiblichen Angestellten gewandt und wahrgenommen zu haben, ist das Meiste Verdienst des V.B.A. Wer die unwürdigen Arbeits- und Lebensbedingungen der Kaufmannsgehilfen, gegen Ausgang des Jahrhunderts unter denen gerade die berufstätige Frau besonders zu leiden hatte, kennt, der wird die Befreiung der Frauarbeit aus dem Zustande der Minderwertigkeit als eine Kulturarbeit im wahren Sinne des Wortes zu wägen wissen, nicht nur für den Stand, sondern darüber hinaus für die Volksgesamtheit.

Im Jahre 1893 mit rund 50 Gefährtinnen als „Kaufmännischer und gewerblicher Hilfsverein weiblicher Angestellter“ in Berlin gegründet, war und konnte er zunächst nur ein Verein zur gegenseitigen Unterstützung in Not, Krankheit und Sterbefähigkeit sein. Im Laufe der kommenden Jahre ent-

wickelte er sich zu einer nur mehr aus weiblichen Angestellten bestehenden Interessengruppe, die von Berlin aus in ganz Deutschland Ortsgruppen errichtete und sehr bald innerlich und äußerlich erstarkte. Immer wieder hatte er gegen mangelnde Einheit und Gleichgültigkeit in den eigenen Reihen, gegen die Geringschätzung in den Frauenteilen anderer Gesellschaftsklassen, gegen unflexible Arbeitgeber und ganz besonders auch gegen die männlichen Kollegen zu kämpfen, die in den weiblichen Gefährtinnen eine unliebsame Konkurrenz erblickten. Trotzdem hat sich der V.B.A. nicht nur behauptet, sondern er konnte seine Mitgliedschaft von Jahr zu Jahr vergrößern. Zählte er am Schlusse des Jahres 1899 nur erst 1144 Mitglieder, waren es 1914 bereits 31 451. Heute sind es 81 888, die in 260 Ortsgruppen zusammengeschlossen sind, und von 78 Geschäftsflehen, von denen 16 Geschäftsflehen sind, geleitet werden.

Im Jahre 1928 betragen die Einnahmen, ohne Krankenkasse und Rentenversicherung, 1 812 920,70 RM., die Ausgaben 1 676 400,64 RM., die Einnahme der Krankenkasse 3 310 189 RM., die der Rentenversicherung 511 845 RM. Eine ordentlichen, beruflichen Ausbildung der weiblichen, kaufmännischen Angestellten, die früher zumeist durch eine unzulängliche „Praxis“ gingen, der obligatorischen Einführung kaufmännischer Berufsschulen sowie der Berufsberatung, hat der Verband von Anfang an sein höchstes Augenmerk gewidmet. Er unterhält eine gut ausgebildete Stellenvermittlung, die im Jahre 1928 gleich 15 777 Stellen vermittelte, und eine Nachschulungsabteilung, die 1928 gleich 46 780 Auskünfte erteilte. Angeschlossen ist eine Krankenkasse mit zur Zeit 35 000 Mitgliedern sowie eine Rentenversicherung mit 5020 Mitgliedern, die mit 14 732 Anteilen versichert sind. Sie gibt eine monatliche Zusatzrente von 20—200 RM. zu der Rente der Angestelltenversicherung. Außerdem wird allen alten Verbandmitgliedern, die mindestens 55 Jahre alt sind, nach 20jähriger Mitgliedschaft bei eintretender Sterbefähigkeit eine Monatsrente von 25 bis 40 RM. gewährt bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Recht auf die Rente der Angestellten- oder Invalidenversicherung beginnt. Für eigene Erholungsreisen dienen dem Ferienaufenthalt der Mitglieder. Zum vierzigjährigen Jubiläum konnte die Berliner Ortsgruppe ein eigenes Verbandshaus

bezogen, in dem auch die Krankenkassen und Rentenversicherung untergebracht sind. In Kürze wird auch die Ortsgruppe Essen ihr Haus einweihen.

Die Aufgaben des V.B.A. liegen einmal in dem Kampf der Angestellten um Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Leben, sodann in der Erreichung der Gleichberechtigung der Frauen innerhalb des Angestelltenstandes. Mit der übrigen Frauenbewegung, mit der er sich freundschaftlich verbunden fühlt, arbeitet er in dem gemeinsamen Bestreben, neben der rein männlichen eine weibliche Kultur auf allen Gebieten des Lebens zur Geltung zu bringen und damit eine allgemeine Menschheitskultur schaffen zu helfen. Sehr fein hat das die Vorsitzende des Verbandes, Katharina Müller, 1924 in Wien zum Ausdruck gebracht: „Es gilt, dem Volke die Achtung vor der Frau abzurufen, die es heute vielfach nicht hat.“ Wir müssen klarer, einfacher, reiner und damit gesunder leben lernen. Diese edle Lebenskunst zu erhalten und zu vermitteln, ist eine vornehmste Aufgabe des Frauenverbandes. Denn er muß dem ganzen Menschen, auch der Seele, etwas zu geben haben, wenn sein Werk nicht des Westens entbehren soll... Vieles wäre besser, wenn die Achtung der Geschlechter vor einander größer wäre. Es ist also Frauenspflicht, die Frau reif zu machen zu einem äußerlich und innerlich gefestigten Leben. Sie soll Persönlichkeit sein neben dem Manne. Im Vertrauen wollen wir als ganze Menschen unsere Pflicht erfüllen, wo immer wir stehen, in Verantwortung gegen das Gesamtwohl, eingeordnet unserer Berufung und Verantwortung vor Gott.“

Bei der Schaffung des Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Spitzenorganisation der arbeitsnationalen Arbeiter-, Kaufmanns- und Beamtenverbände im Jahre 1919 trat der V.B.A. als ein bedeutungsvoller Teil diesem bei und erweist sich hier der höchsten Wertschätzung.

In seinem vierzigjährigen Jubiläum hat der V.B.A. ein geschwollenes und aufschlußreiches Gedenkbuch herausgegeben, das wie weitgehendster Beachtung empfohlen. Unsere herzlichsten Glückwünsche begleiten ihn auf seinem weiteren Wege zum Wohle der weiblichen Angestellten, der gesamten Arbeitnehmererschaft und der Volksgesamtheit.